

Binder
Im Prinzip Liebe

Elisabeth Binder

Im Prinzip Liebe

**Goethe, Marianne von Willemer
und der West-östliche Divan**

Mit 15 Abbildungen

Reclam

2019 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung: Anja Grimm Gestaltung
Umschlagabbildungen: Orientalische Muster: © ALYOHA / Alamy Stock Vector,
© Katika/Shutterstock.com; Wiedehopf: © The Natural History Museum /
Alamy Stock Photo; Johann Jacob de Lose: *Marianne von Willemer*, 1809:
ART Collection / Alamy Stock Photo; Gerhard von Kügelgen: *Johann Wolfgang
Goethe*, 1808: 2 Maalikogu / Painting Collection / Gemäldesammlung
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,
Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg
Printed in Germany 2019
Reclam ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011221-2

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Inhalt

I Selige Sehnsucht

Die volle Welt 13 | Damit sich's nicht zum Starren waffne 19 | Kurz vor der Weltschöpfung 26 | Stirb und werde! 30 | Im übermäßig schönen Rheingau 53 | Zwiegespräch 61 | Minnesänger 64 | Messengewühl – Sonnenuntergänge – Kunstbetrachtung 68 | Süße Hoffnung 75

II Fundgruben des Orients

Der alte Fasanentraum 85 | Der Winter und Timur – Sommernacht 97 | Raum einer Poesie 104 | Erschütterungen 121 | Sonnenanbeter 124 | Mit eigenem Feuer 128

III Gingo biloba

Suleika 143 | Im herrlichen Weltgarten 147 | Frieden 153 | Wahlverwandtschaften? 155 | Im reinen Himmels-Lande 158 | Zwei so befreundete Stimmen 170 | Wanderjahre? 173 | Hochbeglückt 179 | Zwei, die sich erlesen 181

IV Wiederfinden

Morgen und Morgenland 191 | Im lieblichsten Revier 202 | Was bedeutet die Bewegung? 208 | Der Bund 216 | Überselig ist die Nacht 228

Literaturverzeichnis 233

Abbildungsnachweis Tafelteil 237

Dank 238

Nur wenige Wochen waren es, die Goethe im Spätsommer 1815 im Kreis der Willemers, des Frankfurter Bankiers Johann Jakob und seiner jungen Frau Marianne, zubrachte. Erst in deren Landhaus, der Gerbermühle bei Frankfurt, dann in ihrem Stadthaus. Zuletzt ein kurzes Wiedersehen in Heidelberg. Ein Gang zum Heidelberger Schloss ...

Der Rest war Erinnerung. War Hoffnung, eine von Marianne jahrelang sehnsuchtsvoll gepflegte: »So hoffen wir von einem Sommer zum andern, Sie, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu sehen.« Es blieb jedoch bei dem Briefwechsel, bis zu Goethes Tod.

Über jene Wochen der Nähe, der Neigung, des Spiels mit dem Feuer der Liebe, das, in lyrische Wechselrede verwandelt, als *Buch Suleika* in den *West-östlichen Divan* einging, ist schon viel geforscht und geschrieben worden. Und längst hat diese Liebesbeziehung ihren besonderen Platz in Goethes Biographie. Von ihr weiß man, auch wenn man vom *Divan* sonst nicht allzu viel weiß. Und doch ist sie ohne das Liebeskunstwerk der Gedichte gar nicht zu verstehen. An dem allerdings noch ein anderer Dichter maßgeblich Anteil hatte: Mohammed Schemsed-din Hafis, um 1320 in Schiras geboren. Da es Goethe war, der Marianne mit dessen Werk bekannt machte, muss man erst einmal seinem bis dahin einsamen Weg auf den Spuren des persischen Sängers folgen.

Dass dieser Weg nicht nur zu dem Dichter führte, sondern in eine ganze Welt, eine östliche, vom Islam geprägte, die, in einem globalisierten Alltag nahegerückt, zu einem politischen Thema geworden ist, das die öffentlichen Debatten bewegt wie kaum ein anderes, gibt ihm heute eine besondere Aktualität. Nicht dass man Goethes Position als Argument in diese Debatten ohne weiteres einführen könnte. Zwar stammt der Vers von ihm: »Orient und Okzident / Sind nicht mehr zu trennen«. Das klingt prophetisch, stammt aber aus einer Zeit, als es eine Migration von Ost nach West noch nicht gab, also auch nicht die Herausforderungen einer tat-

sächlich zusammenwachsenden Welt, in der die Gräben mitunter tiefer scheinen als je zuvor.

Trotzdem hat Goethes kosmopolitisches Denken bis heute etwas Bestechendes. Und es tut gut, gelegentlich einen Blick auf seinen Freimut zu werfen. Auf die Bewunderung, die er dem persischen Dichter zollt, die Begeisterung, mit der er sich von diesem inspirieren lässt, den heiteren Respekt, mit dem er dessen Kultur begegnet, die Freude, die ihm dieser Austausch bereitet. Vor allem auf die Dichtung, die aus all dem entspringt: den *West-östlichen Divan*. Von dem Hugo von Hofmannsthal einmal schreibt, dass darin »die Wunderwelt nicht sowohl des Orients als einer großen weltliebenden Seele sich aufschlägt«.

Das aber Goethe 1814, als er des Hafis' *Diwan* entdeckte, in diesen »Osten« regelrecht flüchtete, wenn auch bloß in der Phantasie, steht in einem eigentümlichen Kontrast zur aktuellen Situation. Das Wort »Flucht« ist im *West-östlichen Divan* ein programmatisches. Was sie veranlasste, entfaltet gleich das Eröffnungsgedicht mit dem Titel *Hegire* (der eben »Flucht« bedeutet). Es ist nicht nur der Zusammenbruch der alten, überlebten Ordnungen in Europa, der von der französischen Revolution gewaltsam angestoßen und von Napoleon letztlich nicht gebannt, sondern durch seine Eroberungszüge und sein Scheitern am Ende ins Weltgeschichtliche gesteigert wurde. Es ist auch die politische Gesinnung in Deutschland, die während der Befreiungskriege entstand: eine patriotische Begeisterung und romantische Rückbesinnung auf die mythischen Wurzeln einer deutsch-christlichen Identität, in der es Goethe zunehmend unbehaglich wurde.

Der »Weltbürger« in ihm suchte nach Weite. Einst fand er sie in Italien. In diesem späteren Moment seines Lebens war es die Beschäftigung mit der Kultur des Orients, die ihn dem »lieben Mittel-Europa« entrückte. Während sie ihn zugleich mit seiner Kindheit verband, wo ihm die Welt des Alten Testaments, der Bücher Moses', der Geschichte und der Geschichten des jüdischen Volks, eine ähnliche Entrückung ermöglichte und einen inneren Frieden ver-

sprach, wenn es draußen »wild und wunderbar« herging. Dennoch wünschte er sich dann den *Divan* »als Taschenbuch in viele Hände«. Das heißt: in viele deutsche Haushalte. Und so wurde aus dem Flüchtenden zuletzt ein »Handelsmann«, der das Mitgebrachte, was konkret seine Gedichte sind, gern unter seinen Landsleuten verbreiten würde: das Eigene aufmischend mit Schätzen aus einer fremden Kultur.

Der Gedanke einer »Weltliteratur« hat Goethe zwar erst im Alter beschäftigt, doch macht der *West-östliche Divan* schon vor, wie ein solcher »geistiger Handelsverkehr« aussehen kann. Zu dem allerdings, da es sich ja um Dichtung handelt, unbedingt die Freiheit des künstlerischen Spiels gehört.

I Selige Sehnsucht

Die volle Welt

GRUSS

O wie selig ward mir!
Im Lande wandl' ich
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muscheln
Im Stein sucht' ich die versteinen,
Hudhud lief einher
Die Krone entfaltend.
Stolzierte, neckischer Art,
Über das Tote scherzend
Der Lebend'ge.
Hudhud, sagt ich, fürwahr!
Ein schöner Vogel bist du.
Eile doch, Wiedehopf!
Eile der Geliebten
Zu verkünden dass ich ihr
Ewig angehöre.
Hast du doch auch
Zwischen Salomo
Und Sabas Königin
Ehemals den Kuppler gemacht!

Frankfurt, den 27. Mai 1815, frühmorgens, im Gasthof zum Schwan, kurz vor der Weiterreise nach Wiesbaden – Goethe wartet auf seinen Reisegefährten, den Diener Carl, der bereits in der Stadt unterwegs ist, im Auftrag seiner Exzellenz zum Passbüro läuft, zum Stadtkommandanten, zur Post, um die Formalitäten für die Aus- und Weiterreise zu erledigen, zuletzt zu Freunden des Dichters, dort eiligst ein Billet abzugeben ...

Nicht bei den Willemers, die befinden sich bereits auf ihrem ländlichen Anwesen, der Gerbermühle, auf der anderen Mainseite. Doch dorthin geht der *Gruß*. Zwischen da und dort öffnet sich das

»Land«, das die als »Geliebte« Angesprochene noch nicht kennt, aber kennenlernen wird. Um es nach diesem einzigen Sommer für immer in sich zu tragen. Es ist das Land der Dichtung, und es ist des Dichters Land.

Doch es ist viel mehr als das. Es ist, Orient und Okzident umfassend, das Weltreich der Liebenden. Und es existiert, seit es die Liebe und die dichterische Rede von ihr gibt. Schon König Salomo und die Königin von Saba waren Bürger, legendäre, dieses Reichs. Auch Suleika und Hatem, die liebenden Protagonisten des *West-östlichen Divan*, werden Bürger dieses Reichs sein. Auch Goethe und Marianne.

Aber noch ist es nicht so weit. Noch ist Goethe allein mit Papier und Bleistift. Doch was für eine Heiterkeit im Alleinsein, jetzt, da er ohne Pass und Formalitäten, die das Reisen im kleinteiligen Deutschland so umständlich machen, den freien Raum der Imagination betritt. Wo sogleich ein Wiedehopf – seinem eigentümlichen Ruf entsprechend im Arabischen Hudhud genannt und bereits im Koran als Bote zwischen Salomo und der Königin von Saba, bei Hafis dann als deren Liebesbote auftretend – den steinigen Boden in fabelhaftes Terrain verwandelt: »O wie selig ward mir! / Im Lande wandl' ich / Wo Hudhud über den Weg läuft.«

Das klingt verspielt und soll es auch sein: »neckischer Art«. Und doch ist das »O« der Selbstseligpreisung, kürzeste Pathosformel seit je, nicht zu überhören, das Ausrufezeichen, sie bestätigend, nicht zu übersehen.

Und obschon der Ton ein so ganz anderer ist, scheint für einen Moment jenes Gedicht auf, das in seiner Jugendherrlichkeit zum ersten Mal ein solches Land der Liebe beschwört. Da ist Goethe zweiundzwanzig Jahre alt und erstmals in seinem Leben so im Gleichklang mit der Natur verliebt, dass aus dem inneren Überschwang das vielleicht hinreißendste Liebeslied deutscher Sprache in den Frühlingsrausch eines liebenden Universums drängt.

MAIFEST

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd o Sonne
O Glück o Lust!

O Lieb' o Liebe,
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn;

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen Mädchen,
wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmen Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzten gibst!
Sei ewig glücklich
Wie du mich liebst!

Der »O« und Ausrufezeichen ist da kein Ende. Der Enthusiasmus ist über alle Maßen. Nicht nur weil der Sprecher noch jung, das frühlingshafte Leben noch jung, die Liebe noch jung ist. Es ist auch nicht nur das Glück des Liebens und Geliebtwerdens, nicht allein das Zusammensein mit dem geliebten Mädchen. Was zualterererst gefeiert wird, ist die Liebe selbst: als eine allgegenwärtige, die ganze maifestliche Natur – Lerche und Morgenblumen nicht anders als das Menschenpaar –, die Lieder, die Tänze, die Dichtung durchwirkende, Leben und Lebensfreude schaffende, in Vielfalt und Schönheit erscheinende Energie. Es ist die »segnende« Macht eines Weltprinzips, hymnisch gefeiert wie eine Gottheit: »O Lieb' o Liebe ...«

Ob Goethe das Gedicht tatsächlich im ländlichen Idyll von Sesenheim, womöglich an Pfingsten 1771 schrieb, als er Friederike Brion, die neunzehnjährige Pfarrerstochter besuchte, weiß man nicht. Doch hat man das Gefühl, das »glänzende Auge« der Geliebten könne nicht allzu weit weg gewesen sein. Und das, was man erotischen Pantheismus zu nennen pflegt, habe sich nur dank ihrer Nähe so rauschhaft entfalten können. Dass aber der Dichter mit dem Wörtchen »ewig« falsche Versprechen gemacht hätte, kann man kaum sagen, selbst wenn es Friederike in jenem glücklichen Moment so verstanden haben sollte. Das Wort »ewig« meint hier nicht eine ewige Dauer, sondern den im Ewigkeitsprinzip Liebe erfahrenen göttlichen Augenblick. Und wenn sie genau gelesen hätte – aber wer mag im Zustand der Verliebtheit schon so genau le-

sen! –, hätte sie wohl erkennen können, dass der höchst anziehende junge Mann, der die Kostümierung liebte und sich als armer Theologiestudent bei ihnen vorgestellt hatte, in den wechselseitigen Gefühlen auch die Quelle seiner poetischen Inspiration feierte. Ohne dass man das Wort Muse hier gebrauchen möchte.

Nähert man sich nach dieser Rückblende um vierundvierzig Jahre noch einmal jenem 27. Mai 1815, als Goethe frühmorgens im Gasthof zum Schwan das Gedicht *Gruß* zu Papier brachte, so kann man sich fragen, in was für Zusammenhängen in diesem Fall – des älter gewordenen Mannes, des älter gewordenen Dichters, er wird im August sechshundsechzig Jahre alt werden – die Liebe steht? Und was hier das immerhin viel versprechende Wort vom »ewig angehören« meint?

Was zunächst auffällt, ist wiederum eine Art Kostümierung. Nicht direkt des Sprechers selbst, doch mit dem arabischen, dem deutschen Leser zunächst unbekanntem Wort Hudhud, der Szenerie, in deren Rahmen der Geliebten gedacht wird. Mit dem Liebesboten Hudhud erfährt der Gruß an die Geliebte eine komödiantische Verfremdung. Ein Geflunker mit Doppelsprachigkeit, ja mit Doppelbürgertum – als sei der Sprecher mit der Kultur des Orients genauso vertraut wie mit dem deutschen Boden: auf du und du mit »Hudhud« wie mit dem »Wiedehopf«, und über das kleine Wörtchen »ehemals« mit frühesten Gestalten der Menschheitsgeschichte wie mit entfernten Verwandten verbunden – rückt das Liebesversprechen in ein gauklerisches Zwielficht.

Etwas im Übermut Inszeniertes ist hier von Anfang an im Spiel: Die zwei auf der Reise von Weimar bis Frankfurt entstandenen Gedichte bereiten es vor, sie bestimmen Rolle und Namen der beiden Liebenden wie auch deren altersmäßige Konstellation – junge Frau, sehr viel älterer Mann – wie für ein lyrisches Drama.

Dass Suleika von Jussuf entzückt war
Ist keine Kunst,
Er war jung, Jugend hat Gunst,

Er war schön, sie sagen zum Entzücken,
Schön war sie, konnten einander beglücken.
Aber dass du, die so lange mir erhardt war,
Feurige Jugendblicke mir schickst,
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,
Das sollen meine Lieder preisen
Sollst mir ewig Suleika heißen.

Und gleich darauf die »Benamung« des Liebenden, Sprechers und Dichters selbst.

Da du nun Suleika heißest
Sollt ich auch benamset sein,
Wenn du deinen Geliebten preisest,
Hatem! das soll der Name sein.

Ob Goethe da schon an ein der Realität entspringendes »Duodrama«, so sein späterer Ausdruck für das *Buch Suleika*, also an einen poetischen Dialog mit der fünfunddreißig Jahre jüngeren Marianne Willemer dachte und damit an eine unmittelbare Verwandlung der im Jahr zuvor entstandenen Zuneigung, kann man nicht genau wissen. Dass er noch in Wiesbaden längere Zeit zögerte, der von Johann Jakob Willemer so dringend ausgesprochenen Einladung in sein Landhaus zu folgen, legt die Vermutung nahe, Goethe hätte sich vorstellen können, das Duett zwischen Suleika und Hatem auch ohne die persönliche Nähe einer Geliebten auszuführen, wie er es ein paar Jahre zuvor in den *Sonetten* bereits erprobt hatte. Jedenfalls ist das Liebesgespräch zunächst, bis Marianne wirklich in die Inszenierung einsteigt, ein von Goethe angelegtes Rollensprechen.

Sollte hier also gar kein »warmes Blut« im Spiel gewesen sein, wie damals, in jenem *Maifest* mit jugendlichem Überschwang bekundet? Als das Herz noch heftig schlug und alles spontane Aktion war: »Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!« Sollte alles ein der Dichtung dienendes Abenteuer des alternden Dichters gewe-

sen sein? Mit zu geringem menschlichem Risiko von seiner Seite und zu großem für den weiblichen Widerpart?

So, natürlich, könnte man es sehen. Und es ist möglich, dass Marianne es einen Moment lang selbst so empfand, als sie nach Goethes Abschied und endgültigem Ausbleiben, der Sehnsucht verfallend, in einen Zustand geriet, den ihr Ehemann in besorgten Briefen an den Freund teils »Schwermut«, teils eine »furchtbar« gesteigerte »Reizbarkeit der Nerven« nennt: »Die frischen Blüten unbefangener Jugend sind entflohen und haben ein verwundetes Herz zurückgelassen!«

Doch was wirklich und poetisch zwischen ihnen geschah in den freundschaftlich-geselligen Wochen auf der Gerbermühle, muss für beide etwas Unvorhersehbares, hochbeglückend und zuletzt auch erschütternd Lebendiges gewesen sein.

Damit sich's nicht zum Starren waffne

Und wie nötig ihm das war, ein solch Lebendiges noch einmal zu finden! Gleich die ersten, epischen Zeilen des *Grufes* an die Geliebte sprechen davon. Wenn auch nur in Andeutungen und mit leiser Selbstironie: »Des alten Meeres Muscheln / Im Stein sucht' ich die versteinten ...« Das ist zunächst ein anekdotisches Element. Im Reisebericht an seine Frau Christiane notierte Goethe dazu am 24. Mai: »Nahe bei Gotha gegen Eisenach finden sich auf den Chausseehaufen viele Ammonshörner und Pecktiniten.« Ob bei einer solchen Gelegenheit auch ein Wiedehopf sich zeigte, ist nicht überliefert. Denkbar wäre es.

Eine große Zahl von Goethes Gedichten – man denke etwa an das wohl bekannteste »Über allen Gipfeln ist Ruh' ...« – sind das, was er selbst einmal, etwas irreführend, »Gelegenheitsgedichte« nennt. Was meint, dass sie von konkreten Lebensmomenten (»Gelegenheiten«), also »von der Wirklichkeit angeregt« sind und »darin Grund und Boden haben«. Von Gedichten »aus der Luft gegriffen« halte er nichts, wie er in einem Gespräch mit Eckermann am 18. Sep-

tember 1823 erklärt. Nun ist in dem Gedicht *Gruß* allerdings einiges kühn fabulierend »aus der Luft gegriffen«. Doch umso entschiedener bindet das anekdotische Element es wieder an den Boden der Realität.

Ohne Zweifel werden die geneigten Leserinnen und Leser, von denen es, als der *West-östliche Divan* 1819 erschien, weniger gab, als der Dichter gehofft hatte, in dem sich zu den Versteinerungen bückenden »Ich« sogleich den Gesteinsforscher und Sammler Goethe erkannt haben, auch wenn es in Wahrheit wohl eher sein junger Diener Carl war, der sich, auf diese Gesteins-Leidenschaft auch bereits eingeschworen, bückte und suchte. – Wie gewöhnlich wird Goethe von dieser Reise kistenweise Gesteinsproben und Versteinerungen, »Dokumente erdgeschichtlicher Urzeit«, nach Hause schicken lassen und sie seinem Sohn August in Briefen ankündigen. Denn auch ihn hatte er sich bereits zum Mitarbeiter herangezogen in einem Wissensgebiet, das er allerdings nicht als etwas Totes empfand.

Wie sehr Goethe diese Art von Naturkunde faszinierte, zeigt der frühe Plan eines »Romans über das Weltall«, so genannt in einem Brief an Charlotte von Stein am 7. Dezember 1781. Ein Plan, der beseelt war von einem sehnsuchtsvollen Drang, die große Natur in ihren Zusammenhängen zu erforschen, zu erfassen – »freigesinnt wie die Luft, die alles umgibt« – und in einem großen poetischen Weltentwurf zur Darstellung zu bringen. Der Roman kam dann über die begeisternde Idee nicht hinaus. Doch noch zu Beginn seiner Italienreise beschäftigte er Goethe als »meine Welterschaffung«. Und in diesem Zusammenhang ist vermutlich jener kurze enthusiastische Aufsatz *Über den Granit* von 1784 zu sehen: eine Gesteinsart, die als »Grundfeste unserer Erde«, den damals noch jungen, für den Bergbau von Ilmenau zuständigen Weimarer Minister Goethe mit dem höchsten und tiefsten Gedanken der Schöpfung – heilige Schauder auslösend! – in Verbindung bringt.

Nichts Totes also ist dieses Wissen um die Entstehung unseres Erdbodens. Und nicht verwunderlich für einen Dichter, dem zwar

das »menschliche Herz« – der »erschütterlichste Teil der Schöpfung« –, das vornehmliche Forschungsfeld ist, dem aber eben dieses, da er alles Natürliche in Zusammenhängen sieht, ebenso ein »natürliches Geheimnis« ist, wie jenes schwer herzuleitende, in allen Weltgegenden verschiedene und doch dem Wesen nach überall gleich auftretende Urgestein: dieser »unerschütterlichste Sohn der Natur«.

Anders allerdings – und auch davon spricht jener Aufsatz *Über den Granit* – verhält es sich mit dem aus den Ablagerungen des Urmeers entstandenen Sedimentgestein, das so viel »Lebendiges erzeugt« und »verschlungen« hat, so dass man in den »fruchtbaren schönen Tälern«, wenn man es sich genau überlegt, über ein »anhaltendes Grab« geht. Für den Erdkundler, der sich das »Buch der Natur« so gern »lesbar« gemacht hätte und »nach langem Buchstabieren« auch gemacht haben will – »Wie lesbar mir das Buch der Natur wird [...], meine stille Freude ist unaussprechlich«, so am 15. Juni 1786 an Charlotte von Stein – ist selbstverständlich auch dies nicht uninteressant.

Davon berichtet das Gedicht *Gruß*: »Des alten Meeres Muscheln / Im Stein sucht' ich die versteinen ...« Doch die gedrängte Folge »alt«, »Stein«, »versteint« bereitet schon vor, was der heiterstolze Auftritt des Wiedehopfs dann schlagartig zutage bringt: dass dieses Sich-Bücken zu dem Stein in dem Augenblick, da der »Lebend'ge« und mit ihm die Liebe auf den Plan tritt, zu einer bedauernswerten Beschäftigung mit »Totem« wird.

Nun fürchtete Goethe, so unbedingt am lebendigen »Gestalten und Umgestalten« der Natur interessiert und an der immerwährenden Metamorphose des inneren geistigen Lebens, bekanntlich nichts so sehr wie das Erstarren. Das zu Lebzeiten wie das endgültige im Tod. Wo er konnte, ist er, wann immer solche Erstarrung drohte, wenn ein Mangel an Weite ihm den Atem nahm, geflohen, nahm es sich, seiner Entelechie zuliebe, heraus. Im großen Stil nach Italien, im September 1786: Eine Reise – *die* Reise seines Lebens –, die er, kaum lag der Brennerpass hinter ihm, als eine wahre »Wie-

dergeburt« erlebte. Als ein Frischwerden der Augen, der Seele, der Sinne – und in Rom dann auch des Lustgefühls, wohl erstmals richtig erfahren, in den Freuden erfüllter Liebesnächte.

Eine Welt zwar bist du, o Rom, doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

So steht es in den *Erotica Romana*, später *Römische Elegien* genannt. Zweifellos war Goethe, wie Frau von Stein nach des Freundes Rückkehr missfällig bemerkte, in Italien »sinnlich« geworden. Italien hatte ihn verwandelt, den ewig »Sehnsüchtigen« zum »Realisten« gemodelt, ihm die »Übereinstimmung mit sich selbst« gegeben: zu seinem Glück.

Von all dem Abschied zu nehmen brachte ihn allerdings schier um den Verstand: »In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn, man muss sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.« So im März 1788, wenige Wochen vor der Heimreise. Und wenn Goethe, nach Augenzeugen, auf dem Rückweg nach Weimar anfangs fast nur geweint haben soll, so war wohl nicht nur der Schmerz, sich von Rom, diesem »Zentrum der Welt« zu entfernen, riesig. Es muss auch von Meile zu Meile das Verlangen gewachsen sein nach jener – allen Anekdotenjägern zum Trotz – unsicher gebliebenen Geliebten, die in den *Elegien* und dann auch in den *Venezianischen Epigrammen* Faustine heißt.

Dass er wenig später in dem ernüchternden Weimar mit Christiane eine ihn auch häuslich und mit einem Kind beglückende Geliebte finden würde – prägte diese Glücksvision nicht schon sein frühes Gedicht *Der Wanderer?* –, konnte er da noch nicht wissen. Auch nicht, wie ängstlich er sein würde, sie nicht zu verlieren: »Solange ich dein Herz nicht hatte, was half mir das übrige, jetzt, da ich's habe, möchte ich's gern behalten.« So an Christiane von der *Campagne in Frankreich* im Herbst 1792, vor der Kanonade von Valmy. Und ebenso wenig konnte er wissen, dass er sich aus diesem als eigentlichere Heimat hochgelobten Italien nur zwei Jahre später, gequält von Heimweh, nach Weimar zurücksehnen würde, als er,

beauftragt, die Herzoginmutter Anna Amalia auf ihrem Rückweg von Rom in Venedig zu empfangen, in tiefem Missmut zugebrachte Wochen in der Lagunenstadt vertrödelte. Viel mehr Zeit als geplant, da die Reisegesellschaft sich verspätete.

Nichts stimmte mehr für ihn bei diesem zweiten Aufenthalt in Italien. Sein Brief an den Herzog vom 3. April 1790 sagt es unverhohlen: »Übrigens muss ich im Vertrauen gestehen, dass meiner Liebe für Italien durch diese Reise ein tödlicher Stoß versetzt wird. Nicht dass mir's in irgendeinem Sinne übel ergangen wäre, wie sollte es auch? Aber die erste Blüte der Neigung und Neugier ist abgefallen [...]. Dazu kommt meine Neigung zu dem zurückgelassenen Erotico und zu dem kleinen Geschöpf in Windeln, die ich Ihnen beide, wie alles Meinige, bestens empfehle.«

An jenem 27. Mai 1815, frühmorgens im Gasthof zum Schwan, da ihm »Hudhud«, der alte Kuppler, noch einmal ein neues Land der Liebe eröffnet, ist ihm Italien wieder nahe. Auch auf dieser Reise, wie schon im Jahr zuvor, begleitete ihn das Konvolut der italienischen Manuskripte, und sein Diener Carl Stadelmann begleitete ihn insbesondere auch als Schreiber. Geplant war, in diesem zweiten Wiesbadener Sommer mit der *Italienischen Reise* zügig voranzukommen. Neapel ist an der Reihe, dann Sizilien. Das Diktieren aufgrund der Briefberichte, die meisten an Charlotte von Stein, gestaltete sich, jedenfalls bis Carl ernsthaft erkrankte, spielend leicht. Und das Nacherleben jener »frohen atemreichen Zeit« bereitete dem Diktierenden eine noch einmal zur Jugendlichkeit befreiende Herzenslust.

Die südlich-mittelmeerische Welt Italiens und die orientalische von Hafis' Dichtung gehen wie schon beim ersten Wiesbadener Sommeraufenthalt ein Jahr zuvor aufs beste zusammen. Und wie er die Reise nach Italien als »Wiedergeburt« erlebte, so erlöste ihn auch seine imaginäre Orientreise aus einer drohenden Erstarrung. Kaum zufällig spricht er in *beiden* Fällen von seiner »Hegire«, in gebildeten Kreisen damals ein geläufiger Ausdruck für eine folgenreiche Flucht, anspielend auf Mohammeds Hedschra (arab. »Hidschra«,

franz. »Hegire«): seine Auswanderung von Mekka nach Medina im Jahr 622, mit der die islamische Zeitrechnung beginnt.

Doch anders als Italien, das ihm keine Ruhe ließ, bis er es mit Augen sah, tat sich der Orient als Fluchtort für die Phantasie »zufällig« vor ihm auf – als sein Verleger Cotta im Mai 1814, ein halbes Jahr nach dem Sieg über Napoleon in der Völkerschlacht von Leipzig, ihm Mohammed Schemsed-din Hafis' *Diwan*, zum ersten Mal vollständig übersetzt von dem Wiener Orientalisten, Kaiserlichen Hof-Diplomaten und ehemaligen Gesandten an der Hohen Pforte zu Istanbul Joseph von Hammer-Purgstall, zukommen ließ.

Wie sehr Goethe die Zeit der Befreiungskriege weniger äußerlich – Weimar war, jedenfalls verglichen mit anderen Orten, noch glimpflich davongekommen – als innerlich bedrohte, machen mehrere Briefstellen deutlich. So schrieb er am 21. Juli 1813 aus Teplitz an Heinrich Meyer, seinen Gesprächspartner in allen Kunstfragen und Weggefährten seit römischen Tagen, der sich der Kriegswirren wegen in die Schweiz, an seinen Heimatort Stäfa am Zürichsee, zurückgezogen hatte: »Sie sollen, mein verehrter Freund, gelobt und gepriesen sein, wegen des Entschlusses den Sie gefasst haben, Ihr Vaterland zu besuchen. Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten [...]«

Sich selbst versuchte er auf andere Weise in Sicherheit zu bringen, indem er sich das erschuf, was sein Freund Carl Ludwig von Knebel einmal seine »Zauberzirkel« nennt. Einen solchen Zauberzirkel bildete während der Kriegsjahre die Arbeit an *Dichtung und Wahrheit*. Nun, da sie mit dem dritten Teil im Herbst 1813 vorläufig abgeschlossen war, suchte er sich weiter Entferntes für ein inneres Asyl. So schrieb er am 10. November 1813 an Knebel: »Ich habe die Zeit, mehr um mich zu zerstreuen, als um etwas zu tun, gar mancherlei vorgenommen, besonders habe ich China und was dazu gehört fleißig durchstudiert. Ich habe mir dieses wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert, um mich im Fall der Not, wie es auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten.«

Und ähnlich am 24. November 1813 an seinen Freund Friedrich Wilhelm von Trebra, den Geologen: »Du wirst vielleicht lächeln,

aber doch nicht unvernünftig finden, dass ich mich aus der Zeit in die Urwelt flüchte, wo zwar die Elemente, aber noch nicht die Menschen miteinander kämpften.«

Flucht also dahin und dorthin, während der »unselige Krieg alles verwirrte und zum Starren brachte«. Zwar schien der Krieg im Frühjahr 1814 mit dem Einmarsch der Alliierten in Paris beendet, und wenn sich auch noch keine stabile Neuordnung Europas abzuzeichnen begann, so konnte man doch auf eine neue Friedenszeit hoffen. Und Goethe teilte das allgemeine Aufatmen, das Gefühl der Befreiung. Dem er in seinem Festspiel *Des Epimenides Erwachen*, das im Frühsommer 1814 zur offiziellen Siegesfeier mit dem Einzug des preußischen Königs Friedrich Wilhelms III. und des Zaren Alexander in Berlin hätte aufgeführt werden sollen, sogar das Wort »Wiedergeburt« zutraute: »Und wir sind alle neu geboren, / Das große Sehnen ist gestillt [...].«

Doch andererseits hatten die Befreiungskriege in Deutschland ein wachsendes Nationalgefühl erzeugt, dem Goethe fremd gegenüberstand. Nicht nur als hartnäckiger Verehrer Napoleons – obschon er Krieg und Zerstörung im Innersten hasste: insofern hatte er auf Napoleon und auf das, was dessen Kriegführung in Europa anrichtete, eine eigentümlich gespaltene Sicht –, sondern weil er hier etwas heraufkommen sah, dem er nichts Gutes zutraute. Dieser patriotische war für ihn ein falscher Enthusiasmus. Wie ebenfalls Frau von Stein, da längst eine kühl gewordene Freundin, in einem Brief an ihren Sohn Fritz bemerkte: »Goethe scheint gar unseren jetzigen Enthusiasmus nicht zu teilen; man darf nichts von politischen Sachen bei ihm reden. [...] Er liest auch keine Zeitungen.«

Letzteres mochte übertrieben sein, obschon Goethe tatsächlich kein Freund der Zeitungen und Journale war. Doch grundsätzlich ist, was die Brieffschreiberin irritierte, richtig: Zur herrschenden patriotischen Stimmung blieb Goethe ebenso auf Distanz, wie ihm eine politisierende Öffentlichkeit zuwider war: das befängene und verfängliche Hin und Her von Meinungen. Dieses »grau gestrickte Netz«, wie es in den *Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten* einmal heißt.